



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Herbstliche Reiseglossen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Erde haben solche gefahrvollen Perioden ihrer inneren Entwicklung zu bestehen gehabt und nicht selten glücklich bestanden; man darf daher die Hoffnung noch nicht schwinden lassen, daß auch die Vereinigten Staaten die gegenwärtige Krisis mit Glück überwinden werden. Rud. Doehn.

Herbstliche Reiseglossen.

Tirol ist berühmt als ein ethnologisch merkwürdiges Land. Keine dieser Merkwürdigkeiten dünkt mir aber so auffallend, wie die Ungemischtheit der deutschen Sprache im oberen Etschthal, dem Vintschgau. Leicht erklären läßt sich, daß da, wo die Grenze gegen die Schweiz durch hohe Bergzüge gebildet wird, das Romanenthum des Engadin keinen Einfluß geübt hat. Eine eigenthümliche Erscheinung dagegen bleibt es, daß in dem alten Val Venosta und seinen Seitenthälern, das Romanische ganz verdrängt ist. Zu den seltsamsten Beobachtungen gibt in dieser Beziehung das von Mals westlich in das Schweizergebiet hinein sich abzweigende Münsterthal Anlaß. Deutsch, wie Mals, Glurns, Laatsch im Etschthal, ist auch noch das zwei Stunden seitab im Münsterthal liegende Taufers. Dann kommt die schweizerische Grenze und das kaum eine Stunde jenseits derselben in dem gleichen Thal gelegene St. Maria ist durch und durch romanisch. Das hindert freilich nicht, daß das Deutsche hier weit besser ausgesprochen und geschrieben wird, als in den umliegenden Gebieten. Die Graubündner Romanen sind für ihr außerordentliches Sprachtalent bekannt. Ob dasselbe eine Naturanlage dieses anstelligen Völkchens ist, oder ob es sich erst allmählich unter dem Zwange der unausweichlichen Nothwendigkeit, andere Sprachen, besonders das Deutsche sprechen zu müssen, zu dieser Vollendung herausgebildet hat, mag dahin gestellt bleiben; Thatsache ist, daß diese Romanen nicht allein das ihnen verwandte Italienische und Französische, sondern auch das Deutsche in einer Reinheit sprechen, daß es, namentlich gegenüber dem entsetzlichen Schweizerdeutsch, eine wahre Lust ist, sie anzuhören. Natürlich ist dies Resultat, da im gewöhnlichen Leben ausschließlich romanisch gesprochen wird, nur zu erreichen durch die Schule. Man wird also dem bündnerischen Unterrichtswesen seine Hochachtung bezeugen müssen.

Ehedem war der Weg durch das Münsterthal und über das Wormser Joch die einzige Verbindung zwischen dem Vintschgau und dem Veltlin. Seit-

dem die prächtige Straße über den Sielvion existirt, hat er diese Bedeutung verloren. Von österreichischer Seite wird er sogar mit entschiedener Mißgunst behandelt: die von Berez über St. Maria führende Poststraße bricht an der Grenze ab, und alle Bemühungen von schweizerischer Seite, die Tiroler zum Weiterbau derselben nach Mals zu bestimmen, um so eine bequeme Verbindung zwischen dem Oberengadin und dem Etschthal herzustellen, sind bis jetzt gescheitert. Der Saumpfad über das Wormser Joch aber wird von schweizerischer Seite noch ziemlich lebhaft benutzt. Da kann man denn noch heutzutage das seltsame Schauspiel mit ansehen, wie auf einem Wege, den der Bewohner der Ebene für halsbrecherisch anzusehen geneigt ist, das geduldige Saumthier sicheren Schrittes den edeln Weltliner auf höchst primitiven Fahrzeugen über die Alpen befördert.

Für einen sonnenklaren Octobernachmittag ist es eine herrliche Wanderung nach dem Wormser Joch hinauf. Geraume Zeit schlängelt sich der Weg durch prächtigen Wald, schäumende Bäche rauschen hernieder, ab und zu wird noch eine weidende Ziege sichtbar oder wenigstens hörbar mit ihrem silberhellen Glöcklein. Dann schwindet der Baumwuchs und die Weidealp beginnt. Eine fast unheimliche Stille liegt über dem gelblich grünen Plan. Die Sennhütten sind verlassen, der schmucken Heerden vielstimmiges Geläute ist verstummt. Die Steigung wird steiler; der herbstlichen Kühle zum Troß rinnen die dicken Schweißtropfen von der Stirne. Plötzlich wird es lebendig: ein weinbeladener Schlitten kommt in Sicht. Wehmuthvollen Blickes betrachtest du die festverspundeten Fässer; denn die Zunge klebt dir am Gaumen und das Schneewasser, das hie und da in den Runsen niederquillt, löscht den Durst nur, damit er bald darauf um so lästiger brenne. Rasch zieht die kleine Karawane vorüber. Wiederum vollendetes Schweigen. Später kommen ein paar schwarze Gesellen, italienische Arbeiter, die in die Heimath zurückkehren, vielleicht auch Schmuggler, jedenfalls eine unholde Gesellschaft. Nun wandelst Du im Schnee, der Anfangs spärlich, dann immer dichter den Boden deckt, so daß Dir die Spur des Weges verloren geht. Kurz, die Fahrt ist nicht gerade gemüthlich zu nennen. Dennoch hat sie einen eigenen Reiz. Auf der Höhe des Jochs angelangt, breitet sich rings um Dich öde Winterlandschaft; vor Dir die nackten schwarzen Wände des Brauliokeffels, darüber der glänzende Firn des Monte Cristallo; rechts der schneebedeckte Rücken des Biz Umbrail, links der des Monte Pressura; Du selbst stehst bis an die Knöchel im Schnee. Aber kein packenderer Contrast ist denkbar, als wenn der rückwärts gewandte Blick über die Wälder des Münstertals hinstreift, deren herbstliche Farbenpracht die Strahlen der Abendsonne vergolden. Schon schleicht des Mondes bleiche Sichel über den Cristallo, ehe Du Dich entschließen magst, von diesem Wilde Ab-

schied zu nehmen und Dich dem nahen Wirthshause am italienischen Zollamt, Santa Maria di Stelvio oder die vierte Cantoniera genannt, zuzuwenden.

„Wirthshaus, wird geklagt“ — das ist die unzweideutige Empfehlung mit welcher Freund Bäderer den müden Wanderer in die vierte Cantoniera einführt. Der erste Eindruck ist dem entsprechend. In der Abenddämmerung stand ich vor den beiden öden Steinbauten, rathlos welches ich für das Zollamt und welches ich für das Wirthshaus halten sollte. Ein menschliches Wesen war von außen nicht zu entdecken. Die Dienstpragmatik der italienischen Mauthbeamten scheint nicht allzu rigoros zu sein. Ich trat in die unheimliche Vorhalle eines der Gebäude und fand endlich einen Blousenmann, der mich indeß auf meine deutsche Auredede mit einem energischen „Versteh nit deutsch“ abfertigte. Glücklicherweise kam mir aus meinem dürftigen italienischen Vocabelschatz das Wort albergo rasch genug auf die Zunge, worauf mein Cicerone eine überaus freundliche Miene aufsetzte und mich unter einer mir absolut unverständlichen Fluth von Wohllauten seines Idioms die Stiegen hinauf geleitete. Dort überantwortete er mich einer Hebe, die ich nicht anders bezeichnen kann, denn als eine auf eine westphälische Bauernmagd gepfropfte Italienerin. Von jener hatte sie den robusten Körperbau, von dieser die gebräunte Gesichtsfarbe, die schwarzen Haare, die gluthvollen Augen und das lebhaftes Temperament. Ihre Toilette und das Aussehen des „Salons,“ in welchen sie mich führte, ließen allerdings ahnen, daß übertriebene Sauberkeit nicht gerade zu den starken Seiten dieses Hauses zählt. Meine Frage: „Sie verstehen wohl auch nicht deutsch?“ beantwortete sie frischweg: „No, Signore, italiano.“ Selbstverständlich ist dies Nichtdeutschsprechen bloße Affectirtheit. So unmittelbar an der Grenze ist einem die Sprache des Nachbars niemals fremd, am allerwenigsten, wenn man ein Gasthaus hält, und obendrein seine Kindheit, wie es bei dieser ehrenwerthen Dame der Fall war, unter der Herrschaft dieses Nachbarn verlebt hat. Die Lombarden meinen sich aber noch heute gegenüber den maledetti Tedeschi, mit welchem Rosenamen sie bekanntlich die Oesterreicher auszeichnen, etwas zu vergeben, wenn sie deutsch reden.

Glücklicherweise sprach meine Dame aber, wenn auch schlecht, französisch. „Ca fait bien froid chez vous,“ sagte ich. „Ah!“ meinte sie, „ici il fait neuf mois d’hiver et trois mois de froid“ — was freilich mehr als 8000’ über dem Meerespiegel nicht anders zu verlangen ist. Dabei hatte sie aber die Freundlichkeit, in dem weder geheizten noch überhaupt heizbaren Zimmer fortwährend die Balkonthüren aufzusperrn und nach Gott weiß was in den mond hellen Abend hinauszuspähen, bis ich ihr dies Vergnügen durch die energisch gestellte Interpellation nach dem Abendbrot verdarb. „Vollez-vous un polet rôti?“ fragte sie. Ich bejahte; doch sah ich der Bescheerung mit einigem Miß-

trauen entgegen, welches theilweise freilich aus der Erinnerung an die Beschaffenheit herrühren mochte, die diesem Artikel in den Berliner Restaurants eigen zu sein pflegt. Man ließ mich ein wenig lange warten. Dann aber, nachdem ich die unvermeidliche Wasser-suppe mit Parmesankäse glücklich überstanden, erschien vor mir ein trefflich zubereiteter halbwüchsiger Hahn, ein wahres Muster seiner Gattung, mit Ausnahme der Krallen vollständig, selbst den Kamm noch auf dem Haupte. Ich unterlasse, meine Gefühle zu schildern; nur so viel will ich sagen, daß ich das Wohlbehagen, welches ein mit tüchtigem Appetit genossenes Mahl erzeugt, niemals tiefer und dankbarer empfunden habe, als an jenem Abende. Ähnliches erlebte ich gleich am folgenden Tage in der „Post“ zu Trasoi. Dort hat die sorgsame Wirthin noch dazu die goldene Devise: „Einfach, aber reinlich“ und ihr Haus bietet insofern einen höchst angenehmen Contrast zu der italienischen Wirthschaft am Stelvio, aber in Küche und Keller ist ihr die letztere, trotz aller Lobenswerthen Anstrengungen doch überlegen.

Wolle der Leser diese kulinarische Abschweifung verzeihen! Ich kenne jene ästhetischen Charaktere, welchen jede Lobrede auf ein gutes Essen und Trinken als barbarischer Materialismus gilt, welche wohl gar eine moralische Pflicht daraus machen, diese Dinge zum mindesten als gleichgültig zu betrachten. Mir mangelt das Verständniß für diese Weisheit. Eine allseitige Civilisation wird stets auch auf die Art und Weise, wie selbst die gewöhnlichsten Bedürfnisse befriedigt werden, Gewicht legen. Es ist ein Widersinn, sich im geistigen Leben auf den höchsten Höhen der Kultur zu bewegen und im Essen und Trinken kaum das Niveau der niedrigsten Naturvölker zu überschreiten. Ganz besonders thöricht aber dünkt es mir, auf Erholungsreisen diese Seite zu vernachlässigen.

Indeß, mehr als die Freuden der Tafel gilt mir in der Region des Stelviopasses doch der Naturgenuß. Eine herrlichere und zugleich bequemere Alpenausicht, als die von Biz Umbrail (etwa 10,000') kann ich mir nicht denken. Unmittelbar vor uns, als ließen sie sich mit Händen greifen, hat man die gewaltigen Eis- und Schneefelder der Ortlergruppe. Südwestlich erhebt sich der schimmernde Koloss der Bernina, östlich die Dektthaler Ferner, im Norden und Westen die unabsehbare Gletscherwelt Graubündens. Dies Alles in das glanzvolle Lichtmeer eines wolkenlosen Oktobermorgens getaucht — in der That, der Eindruck spottet aller Beschreibung! Und in gleichem Grade fesselnd ist der sechsstündige Abstieg bis ins Etchthal zurück. Hat man das Stillfer Joch überschritten, so bleibt freilich nur der Blick auf den Ortler. Aber mit jedem Hundert Schritte weiter hinunter erscheinen dessen Formen überwältigender, bis auf einem Straßenvorsprung am „Weißen Knott“ das grandiose Schauspiel seinen Gipfel erreicht. Inmitten zweier mächtiger, steil abfallender Gletscher

erhebt sich der schwarze Kegel des Madatsch, überragt von der strahlenden Kuppel des Ortler; tief unten, auf der Thalsohle, im grünen Nadelholz versteckt, die Kapelle zu den drei Brunnen. Dazu diese wunderbare Stille, unterbrochen nur durch das Rauschen der Gletscherbäche, durch das Gezwitzchen der schaarenweise über die Berge ziehenden Wandervögel, durch den gellenden Schrei des Adlers, der hoch in den Lüften kreist. Wiederum ein Segen des Herbstes kein anderer Tourist tritt dir belästigend in den Weg; auch die Post, die im Sommer über den Stelvio geht, ist bereits eingestellt. Du hast das Gefühl, als wären alle diese Wunder für Dich ganz allein geschaffen. — Als ich am Abend, in das Etzthtal zurückgekehrt, vom Balkon meines Zimmers in dem einsamen Gasthause Neu-Spondinig aus noch lange Zeit nach den vom klaren Mondhimmel scharf sich abhebenden Ortlerbergen hinüberschaute, war ich mir bewußt, einen der schönsten Tage verlebt zu haben, die das menschliche Dasein zu bieten vermag.

Aus dem Elßaß.

Mitte Dezember.

Während unsere klerikalen Deputirten in Berlin jammern und wehklagen über die Verderbniß der Sitten und die Bosheit der Menschheit im Allgemeinen und in dem hartgeprüften Reichslande im Speziellen und nicht müde werden des Lamentirens und Predigens, macht sich im Lande selbst eine Bewegung geltend, die wohl berücksichtigt zu werden verdient, die aber weit entfernt ist, den geistlichen Herren und ihren Declamationen als Folie zu dienen. Es scheint in der That, daß die Neuwahlen von 1877 uns ganz andere Resultate bringen werden, als die von 1874. In allen Wahlkreisen rührt und regt es sich. Man stellt Kandidaten auf, entwickelt Programme und zeigt überhaupt ein lebendiges Interesse für die bevorstehenden Reichstagswahlen, das dem für die kurzverfloffenen Gemeinde- und Bezirksrathswahlen in Nichts nachgiebt.

Mag man nun auch vorläufig über diese in den meisten Wahlkreisen sichtlich hervortretende Bewegung denken wie man will — sicher ist das Eine, daß wenigstens das Elßaß sich an den Neuwahlen zu Anfang des nächsten Jahres in hervorragender Weise betheiligen wird und daß, so nicht alle Zeichen trügen, diese Wahlen selbst einen wesentlich andern Charakter tragen werden, als vor drei Jahren. Galt es damals, den Wählern und ihren Kandidaten